

# Kurier<sup>1</sup> des Lacan - Seminars 02/2009

---

## Inhalt

Mitteilung.....	1
Warum sich das Lacan-Seminar nicht an der Tagung vom 6. Juni 09 beteiligt .....	1
Veranstaltungen.....	3
Hinweis zur Tagung: WOZU DAS UNBEWUSSTE? .....	3
Die Psychoanalyse und die Objektivität.....	3
Projekte .....	4
Ein Maison Verte in Zürich .....	4
Artikel .....	5
Psychoanalyse oder Psychotherapie? Die politische Relevanz dieser Frage.....	5
Medienschau.....	7
The Pervert's Guide to Cinema .....	7
Rezensionen / Buchbesprechungen.....	8
Ludger Lütkehaus: Wenn ein Wunsch in Arbeit geht .....	8
Die Umarmung des Schreckens Christoph Türcke legt eine Theorie der Menschwerdung vor – und korrigiert Sigmund Freud .....	11
Sigmund Freud und die Sängerin Yvette.....	13
Warum der Mensch spricht .....	14
Die Ordnung des Unheimlichen .....	16
Marco Kreuzers Studie über die Dramaturgie des Unheimlichen bei M. Night Shyamalan.....	16
Varia .....	18
Namen für den Kurier .....	18
Vorankündigung Newsletter Entresol.....	18
Links.....	18

## Mitteilung

### Warum sich das Lacan-Seminar nicht an der Tagung vom 6. Juni 09 beteiligt

Die Werbung für die am 6. Juni stattfindende Tagung weist darauf hin: Das Lacan Seminar figuriert nicht als Mitorganisator, bedauerlicherweise. Warum das so ist, sei hier kurz — aus meiner Sicht — rekapituliert: Wenige Tage nach unserer letzten Mitgliederversammlung am 13. November 08 kam ein Anruf von Barbara, Rony wolle eine Tagung im nächsten Semester machen; die Inspiration dazu habe er an der AFP-Sitzung erhalten, die am 14./15. November in Basel

---

<sup>1</sup> Provisorischer Name, she. unten

stattgefunden hatte (also unmittelbar nach der M.V. des Lacan-Seminars). Barbaras Anliegen war, dass das Lacan-Seminar dabei mitmachen sollte. In einem anschliessenden Gespräch mit Rony erfuhr ich, dass er sich eine zweiteilige Veranstaltung vorstellte; am Freitagabend sollte es eine Lesung von Christian Kläui zu seinem neuen Buch geben (Rony hatte ihn in Basel am Vora-bend der AFP-Mitgl.vers. gehört und war begeistert), am folgenden Samstag eine Tagung zum Thema Norm-Normativität-Gesetz — ein Thema, das die AFP seit kurzer Zeit im Begriffe ist, zu-handen eines späteren Kongresses aufzuarbeiten. Rony, der offenbar ein Mandat vom PSZ für die Konzeption und Organisation einer Tagung im Sommersemester 09 erhalten hatte, hatte vorgesehen, nebst Lacanianern auch Kleinianer zu Wort kommen zu lassen.

Meine erste Antwort war, dass ich mich über seine Initiative freuen würde, aber dass ich sein Vorgehen überstürzt fände; auch würde ich bedauern, wenn er weder bereit sei, seine Initiative im Lacan-Seminar zu verankern noch sie inhaltlich zur Diskussion zu stellen. Ich konsultierte nach diesem Gespräch schriftlich die andern Vorstandsmitglieder, die Ronys Vorgehen ebenfalls überstürzt fanden, jedoch eher einen pragmatischen Weg vorschlugen. In der Folge unterstützte ich Ronys Vorschlag, Christian Kläui zu einer Lesung einzuladen; eine gemeinsame Tagung befürwortete ich unter der Bedingung, dass wir uns mehr Zeit lassen sollten, um die Sache gründlich vorzubereiten und um eine Mitsprache an Konzeption und Gestalt dieser Tagung wahrnehmen zu können. Das wurde von Rony abgelehnt. Nach erneuter Konsultation des Vorstandes war eine knappe Mehrheit der Ansicht, Rony solle seine Tagung ohne Mitträgerschaft des Lacan-Seminars machen, das Lacan-Seminar würde jedoch in seinem Programm auf diese Veranstaltung hinweisen.

Ich kann dieser Zusammenfassung hinzufügen, dass ich den andern Vorstandsmitgliedern noch im Dezember den Vorschlag gemacht hatte, eine ausserordentliche Mitgl.versammlung einzuberufen, die Mitte Januar hätte stattfinden können — ich war der Ansicht, dass eine so wichtige Angelegenheit, wie die einer Tagung, möglichst breit abgestützt sein sollte. Meine Idee fand jedoch keine Zustimmung. Nachdem auch kein entsprechender Antrag zuhanden der letzten Vorstandssitzung, die am 16. Januar 09 stattfand, eingereicht wurde, blieb es beim früheren Votum, dass das Lacan-Seminar diese Tagung nicht mittragen wird.

An einem informellen Treffen am 22. Januar, an dem Barbara, Regula, Rony und ich teilnahmen, versuchten Rony und Barbara gleichwohl, mich zu einer Änderung meiner Position zu bewegen, während Regula Verständnis für meine Position hatte. Ein letzter Versuch von mir, dem pragmatischen Weg doch noch zum Durchbruch zu verhelfen, erfolgte, als ich vorschlug, die Sache der Tagung an der nächsten M.V. vom 19. März zu besprechen. Rony meinte jedoch, das sei zu spät, dann seien die entsprechenden Werbeunterlagen bereits gedruckt. Auch das Faktum, dass die Kleinianer an diesem 6. Juni ein eigenes Treffen haben werden und dass deswegen das Thema geändert werden musste, war für Rony kein Anlass, die Tagung später anzusetzen.

Wenn sich also das Lacan-Seminar nicht als Mitorganisator an dieser Tagung beteiligen wird, dann richtet sich diese Position nicht gegen die Kolleginnen und Kollegen, die dort mitmachen. Zu vermuten ist, dass die meisten von ihnen nichts von dieser Vorgeschichte wissen.

Peter Widmer, 4. 2. 2009

## Veranstaltungen

### Hinweis zur Tagung: WOZU DAS UNBEWUSSTE?

Am 21. März 2009 findet im Kulturhaus Helferei in Zürich die Tagung «Wozu das Unbewusste?» statt, an der sich Fachleute unterschiedlicher psychoanalytischer Schulen und wissenschaftlicher Disziplinen mit den verschiedenen Ausprägungen des Konzepts des Unbewussten befassen.

Durchgeführt wird die Tagung von "Entresol - Netzwerk für Philosophie, Psychoanalyse und Wissenschaften der Psyche", zu dem sich im Herbst 2008 in Zürich Psychotherapeuten, Psychiater, Psychoanalytiker, Philosophen und Wissenschaftler zusammengeschlossen haben. Entresol tritt mit dieser Tagung zum ersten Mal an die Öffentlichkeit.

Weitere Informationen finden Sie im auf der Homepage [www.entresol.ch](http://www.entresol.ch).

### Die Psychoanalyse und die Objektivität

**Vortrag von Peter Schneider, Zürich**

Freitag, 27. März 2009, 20.30, Gruppenraum Praxis Kramgasse 61, 3011 Bern

Die Entstehung und Entwicklung der frühen Psychoanalyse fällt in jene Periode der Wissenschaftsgeschichte, welche Lorraine Daston und Peter Galison als die Phase beschreiben, in welcher das Erkenntnisideal der "Naturwahrheit" jenem der "Objektivität" weicht. Wie fügt sich nun die Psychoanalyse in diese "Geschichte der Objektivität"?

Und welche fruchtbaren, aber auch fatalen Strategien hat die Psychoanalyse seit ihren Anfängen entwickelt, die Objektivität ihres Wissens zu sichern? Und was ist in diesem Zusammenhang von den bildgebenden Verfahren der Hirnforschung und was vom Ödipuskomplex zu erwarten?

**Peter Schneider**, PD Dr. phil., Jg. 1957, ist Psychoanalytiker in eigener Praxis in Zürich und Privatdozent für Psychoanalyse an der Universität Bremen. Neben seiner psychoanalytischen Tätigkeit ist er Autor einer täglichen satirischen Radiokolumne im Schweizer Radio sowie wöchentlich erscheinender Zeitungskolumnen (SonntagsZeitung, Tages-Anzeiger).

Zahlreiche Buchveröffentlichungen (Auswahl): Übertragung und Übertretung

(Hg. m. P. Passett u. O. Knellessen). Tübingen 1998; Sigmund Freud. 3. Aufl. München 2005;

Die Psychoanalyse ist kritisch, aber nicht ernst. Zur Psychoanalyse der Politik der Psychoanalyse.

Gießen 1999; Erhinken und Erfliegen. Göttingen 2001; Das Deuten

der Psychoanalyse (Zus. m. O. Knellessen u. P. Passett). Wien 2003; Freud, der Wunsch,

der Mord, die Wissenschaft und die Psychoanalyse. Ein kleiner Essay zur Tradierung

der Psychoanalyse. Gießen 2003; Freudlose Psychoanalyse? (Hg. zus. mit O. Knellessen)

Wien 2007. Zwei Bände mit seinen Tagi-Kolumnen sind im Zytglogge-Verlag erschienen.

Unkostenbeitrag für Nichtmitglieder 20.--

Für Mitglieder des PAW freiwilliger Beitrag

## Projekte

### Ein Maison Verte in Zürich

Seit Erscheinen des letzten newsletters haben wir weitere Schritte zur Realisierung des Projekts unternommen. Besonders anregend war ein Besuch im Maison Verte in Paris, wo uns das Dienstagsteam empfing, um sich mit uns auszutauschen und uns einen Einblick in den Betrieb zu gewähren. Jeder Tag wird von einem anderen Dreierteam abgedeckt. Die Besucher wissen, wen sie an welchem Tag antreffen. Annie Grosser, eine Psychoanalytikerin in eigener Praxis, schätzt an der Arbeit im Maison Verte, dass die Benutzer und Benutzerinnen sich in ihrem eigenen Rhythmus mit ihrer Geschichte auseinander setzen können. Es gibt nicht wie in der Praxis feste Termine. Man kann unangemeldet kommen oder fernbleiben. Man kann gezielt an einem Tag kommen, um eine bestimmte Person anzutreffen, mit der man sprechen möchte. Oder man kann sich eine Pause gönnen, indem man gar nicht oder an einem anderen Tag kommt. Die verschiedenen Equipes tauschen sich nicht über die einzelnen Besucher und Besucherinnen aus. Das ermöglicht es jedem Team, die Kinder und ihre Bezugspersonen unvoreingenommen zu empfangen. Die Besucher können an einem anderen Tag einen anderen Eindruck hinterlassen.

Auch wir wurden herzlich empfangen und können jederzeit wiederkommen und den Dialog weiterführen. Im Oktober 2009 findet in Paris anlässlich des 30-jährigen Bestehens eine Tagung über die Arbeit im Maison Verte statt.

Das Datum für den Start unseres Pilotprojekts steht nun fest: Am Dienstag, den 14.04.09 öffnen wir unsere Türen zum ersten Mal im Kinderhaus Entlisberg. Im Sinne eines Pilotprojekts wird unser Maison Verte, das vorläufig den Namen „die Fadenspule“ trägt, jeden Dienstag Nachmittag angeboten. Gern würden wir mit zwei Dreierteams starten, um wenigstens ansatzweise die Ausweichmöglichkeit zu bieten, die das Pariser Maison Verte gewährleisten kann. Wir suchen daher noch zwei freiwillige Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen mit einem Bezug zur Psychoanalyse, die sich jeden zweiten Dienstag Nachmittag zur Verfügung stellen.

Noch arbeiten wir ehrenamtlich. Unsere Projektskizze, mit der wir an Stiftungen herantreten wollen, nimmt jedoch Formen an. In einer gemeinsamen Sitzung mit zwei Vertreterinnen des Marie Meierhofer-Instituts (Dr. Heidi Simoni, Sabine Brunner), einem Vertreter des vpsz (Felix Hanselmann) und der Fachmitarbeiterin Projektentwicklung Kinderhaus Entlisberg (Sarah Siegrist) machten wir uns Gedanken über eine geeignete Form der Qualitätssicherung, um nach Ablauf der Pilotphase, wenn gegeben, den Bedarf nachweisen zu können. Wir einigten uns auf eine nicht aufwändige Form einer Implementierungsforschung, wobei nicht die Benutzerinnen und Benutzer befragt werden sollen, sondern die Teams in halb standardisierten Interviews. Dies ist uns wichtig, um die Anonymität der Besucher und die Niederschwelligkeit des Projekts nicht zu gefährden. Das Marie Meierhofer-Institut wird, falls wir Geldgeber finden, die Federführung dabei übernehmen. Es erarbeitet einen Vorschlag, den wir in unserer Projektskizze aufnehmen werden. Der Graphiker Johannes Bissinger wurde beauftragt, die Gestaltung einer Broschüre, die die Projektskizze enthält, von Flyern und Plakaten an die Hand zu nehmen. Der vpsz hat gestern zugestimmt, die Hälfte der Gestaltungs-, Druck-, und Portokosten in Höhe von CHF 3400.00 zu übernehmen. An der Mitgliederversammlung des Lacan-Seminars planen wir, einen Antrag auf Übernahme der zweiten Hälfte der Kosten zu stellen.

Wir freuen uns über Rückmeldungen zum Namen „Die Fadenspule“ oder andere Vorschläge. Wer Kanäle hat, durch die er unser Angebot bekannt machen kann, möge sich bitte bei uns melden, damit wir Euch flyer zustellen können.

Besonders freuen würden wir uns, weitere Projektmitarbeiter und -mitarbeiterinnen zu gewinnen. Meldet Euch bei Dagmar Ambass Tel. 291 11 33, [d.ambass@hispeed.ch](mailto:d.ambass@hispeed.ch)

Zürich, 26.02.2009

Dagmar Ambass

## Artikel

### **Psychoanalyse oder Psychotherapie? Die politische Relevanz dieser Frage**

Die Diskussion um das Verhältnis von Psychoanalyse zu Psychotherapie ist so alt wie die Psychoanalyse selbst. Immer wieder gab und gibt es Versuche, sie gegenseitig abzugrenzen, mit mehr oder weniger Erfolg. Die Kriterien der Unterscheidung wurden zumeist anhand von Fragen des Settings oder auch der Ethik, d.h. der Ausrichtung, heilen oder nicht heilen zu wollen, bestimmt (man erinnere sich an Freuds Diktum: „nur nicht heilen wollen“). Diejenigen, die den Unterschied am Kriterium des Settings festmachen, behaupten, die analytische Arbeit erfordere eine minimale Anzahl von wöchentlichen Sitzungen, des weitern die integrale oder zumindest teilweise Finanzierung durch die Analysanden selbst, das Liegen auf der Couch, sowie die Grundregel und die Verschwiegenheit des Analytikers. Diesem Kriterium zufolge nimmt der Grad an Psychotherapie, wenn man so sagen kann, in dem Masse zu, wie die Rigorosität der Einhaltung dieser Kriterien dessen, was Psychoanalyse sein soll, abnimmt. Einer solchen Unterscheidung wird entgegengehalten, dass Psychoanalyse eine Methode sei, die sich nicht auf eine Mindestzahl an Sitzungen fixieren lasse, auch nicht unbedingt auf die Selbstfinanzierung oder auf das Liegen auf der Couch.

Die andere Abgrenzung von Psychotherapie gegenüber Psychoanalyse erfolgt entlang der Ethik, d.h. dem Kriterium der intendierten Heilung: Psychotherapie, so sagen die einen, beabsichtige eine Heilung, während die Psychoanalyse allein an der Wahrheit des Psychischen interessiert sei; in dieser Sicht lässt man Heilung allein als — willkommenen — Nebeneffekt des Bemühens um Wahrheit gelten. Dieser Ansicht wird wiederum entgegengehalten, dass das Interesse an einer Analyse von einem Leiden getragen wird, ohne das keine analytische Arbeit angefangen werde; auch könne der Analytiker nicht so tun, als würde diese Dimension des Heilens bzw. die Aussicht auf Linderung von Leiden keine Rolle spielen, weder beim Patienten noch in der analytischen Tätigkeit des Hörens und Deutens.

Die jüngste Nummer des „Journals“ bezeugt diese Kontroverse aufs Neue; sie lässt sich auch in anderen psychoanalytischen Gruppierungen finden. Ich habe sie z.B. in ähnlicher Weise im „Lutecium“ wiedergefunden, einer vorwiegend französischen Gruppierung, die sich über das Internet austauscht. Darin referierte ein Kollege von einem Versuch Jacques-Alain Millers, die Unterscheidung anhand von Lacans „graphie du désir“/des Graphen des Begehrens zu machen — die Relevanz dieses Unterfangens wurde von anderen wiederum in Frage gestellt. Als Fazit ergibt sich offenbar eine Unmöglichkeit einer gültigen und anerkannten Unterscheidung von Psychoanalyse und Psychotherapie, immer unter der Voraussetzung natürlich, dass nicht irgend eine Form von Psychotherapie gemeint ist, sondern eine, die sich auf Freud beruft.

Ganz anders sieht die Sache jedoch aus, wenn es um die politische Dimension von Psychoanalyse bzw. Psychotherapie geht, d.h. um die staatliche Zuordnung. Hier zeigen sich un-

versehens Abgründe, die erschrecken können. Es macht nämlich einen sehr grossen Unterschied aus, ob die Psychoanalyse unter die Ägide des Gesundheitssystems gestellt wird oder nicht, ob sie überhaupt in der Gesetzgebung verortet wird. Man braucht nicht unbedingt an das zu denken, was in England passiert (s. dazu den letzten Mitgliederbrief), denn dagegen lässt sich leicht einwenden, dass es ja dabei kaum noch um Psychoanalyse geht. Vielmehr erwachsen die Bedenken aus dem, was sich in unserer Zeit an Diskursformation durchsetzt. Es ist unübersehbar, dass sich der bürokratische Diskurs, der sich mit Lacans Diskursmathem des Wissens in Beziehung setzen lässt, mehr und mehr durchsetzt; ihm wohnt eine Ordnungswut inne, für die das schon lange kursierende Etikett der „political correctness“ viel zu harmlos ist. In diesem Diskurs gibt es keinen Platz für das Unbewusste, vielmehr gilt es, das, was man in der lacanianischen Terminologie mit dem Objekt a bezeichnet, in den Griff zu bekommen; es gibt somit auch keinen Platz für das Singuläre des Subjekts. Natürlich ist das unmöglich, aber die Folgen dieser Unmöglichkeit schlagen nicht gleich in Einsicht und Liberalität um, sondern nähren vielmehr den Anspruch, ein allmächtiger Blick möge das Unberechenbare und Singuläre erfassen und unter Kontrolle bringen. Das Unbewusste und das Singuläre des Subjekts zeichnen sich nämlich dadurch aus, dass sie sich gegen bruchlose Einordnungen sperren, dass ihre Erfahrung auch nicht rückführbar ist auf die Unterscheidung von gesund und krank.

Die Psychoanalyse, ob sie nun mit psychotherapeutischen Elementen durchsetzt ist oder nicht, kann deshalb — jedenfalls unter den gegenwärtigen Bedingungen — im Gesundheitssystem nicht gedeihen. Nur eine naive Utopie, die von ganz anderen Zuständen träumte und die herrschenden Zustände mit den wünschbaren verwechselte, könnte eine Einordnung der Psychoanalyse in das Gesundheitssystem verteidigen. Auch die in den letzten Jahren aufgekommenen Standesregeln, die kompatibel mit den gesetzgeberischen Tendenzen, die Psychoanalyse in das Gesundheitssystem einzuordnen, schaden der Psychoanalyse, schränken ihren Spielraum, den sie braucht, ein. Besonders bedenklich ist in diesem Zusammenhang, dass sie von Fachverbänden ausgearbeitet worden sind, die Wissenschaft mit Bürokratie und Ausschaltung der singulären Dimension verwechseln. Man braucht nur in der Geschichte dieser Verbände, des SPV und des FSP zurückzublättern, um zu sehen, dass diese geradezu die Einordnung in das Gesundheitssystem gefördert und gewollt haben, mit dem Argument einer Gleichberechtigung der angeblich benachteiligten Psychologen gegenüber den angesehenen Medizinerinnen. Als ob es nicht fundamentale Unterschiede zwischen psychoanalytischem und medizinischem Diskurs gäbe! (Ich erinnere mich, dass ich zu diesem Thema 1983 das Buch von Jean Clavreul „L'ordre médical“ in der PSYCHE (Heft 3) rezensiert habe.)

Nun ist es eine Sache, gegen die Einordnung der Psychoanalyse in das Gesundheitssystem zu argumentieren, eine andere Sache ist es, das bisherige Resultat einzuschätzen, denn es ist ja nicht so, dass bisher in dieser Richtung nicht schon viel geschehen ist. Das Ergebnis muss für die Protagonisten dieser Strategie einer Gleichberechtigung ernüchternd sein: Statt der erhofften Aufnahme in die Grundversicherung der Krankenkassen sind die Zugänge zu Psychoanalyse und Psychotherapie massiv verschult worden. Ausserdem ist die Unterstellung der meisten nicht-ärztlichen Analytiker und Therapeuten als Angestellte der Ärzte eine direkte Folge des Bemühens, den Titel der Psychotherapie führen zu dürfen. Und schliesslich haben die nicht-ärztlichen Analytiker und Therapeuten kaum Gegenwehr gezeigt, als auf der Stufe der kantonalen Gesetzgebungen die Nicht-Psychologen ausgebootet wurden, obwohl niemand nachweisen konnte, dass sie weniger qualifiziert arbeiten.

Es geht also in der heutigen Situation nicht um eine Wahl zwischen zwei Wegen, da der eine schon weit begangen worden ist. Vielmehr geht es um eine Tendenzwende, jetzt, wo die Gesetze auch auf eidgenössischer Ebene erlassen werden. Die Strategie des Spagats, die am PSZ verfolgt wurde, mehr aus Trägheit und Anpasserei als aus Überzeugung, droht zu scheitern, weil

die Protagonisten des bürokratischen Diskurses längst gemerkt haben, dass ihnen kaum Widerstand erwächst. Über Formen des Widerstandes müsste aber dringend diskutiert werden, wenn wir nicht riskieren wollen, dass der Psychoanalyse die Luft ausgeht. Wir könnten uns der Verantwortung dafür nicht entziehen.

Peter Widmer

## Medienschau

### The Pervert's Guide to Cinema

(cg/tsch) "The Pervert's Guide to Cinema" lautet der Titel des zweieinhalbstündigen Dokumentarfilms von Sophie Fiennes, der Schwester der Schauspieler Ralph und Joseph. Der ‚Perverse‘, der hier den Zuschauer durch die Kinogeschichte ‚führt‘, ist Slavoj Žižek, der slowenische Psychoanalytiker, Philosoph und Kulturkritiker, Nachfolger Jacques Lacans und Freuds. Durch insgesamt 43 Filme, darunter Klassiker wie Hitchcocks „Die Vögel“ oder Kubricks „Dr. Seltsam“, aber auch neuere wie etwa David Fichers „Fight Club“ und David Lynchs „Lost Highway“, analysiert der berühmte Wissenschaftler ein großes Stück Kinogeschichte auf eine ganz und gar nicht trockene, sondern amüsante Weise, und verführt den Zuschauer, egal, ob dieser Žižeks Sichtweise teilt oder nicht, zu einer völlig neuen, originellen und ausgefallenen Sichtweise auf so manchen angestaubten Filmklassiker.

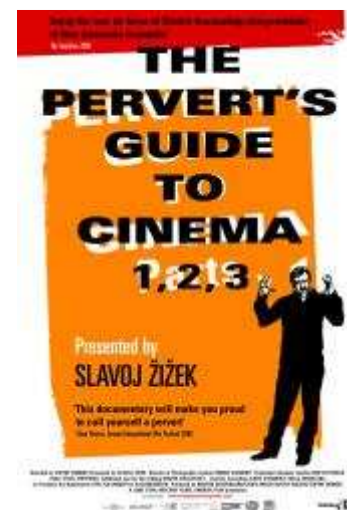
"Das Kino ist die perverse Kunst schlechthin", lautet Žižeks Ausgangs- und Kernthese. "Es gibt dir nicht, wonach du dich sehnst, es lehrt dich die Sehnsucht." Ein einfacher Kniff, wie Žižek den Gemeinplatz von der Traumfabrik verdreht, doch er verhilft ihm zu sehr ergiebigen Fragestellungen: Was verrät uns das Kino über unsere Wünsche und Ängste (Teil eins), was über die Lust (Teil zwei) und was über das Wesen der Realität (Teil drei)?

Die Rohrschachtels vom Vorspann sind bereits ein eindeutiges Indiz: Žižek kommt aus der psychoanalytischen Schule. Deswegen sind die Vögelattacken in Hitchcocks "The Birds" ein Ausbruch ödipaler Gewalt. Und deswegen teilt sich das Mordhaus in "Psycho" etagenweise in Es, Ich und Über-Ich. Da gibt es für den Theoretiker keine zwei Lesarten. Der böse Dämon in "Der Exorzist" und der "Alien" bei Ridley Scott? Die Vernunft, die sich den triebhaften Körper Untertan macht. Und natürlich hat Žižek auch einen Schlüssel zu David Lynchs hermetischem Mystery-Rätsel "Mulholland Drive", oder besser: Auch dieser Film fügt einen Puzzleteil ins Interpretationskonstrukt Kino.

Der dunkle Kinosaal, die schlüssellochgleiche Leinwand und die fötushafte Haltung im Kinosessel waren für Freud-Schüler schon immer ein gefundenes Analyseessen. Doch Žižek schlägt dem Fass den Boden aus: Wir starren auf die Leinwand wie in eine Kloschüs-

**Laufzeit:** 150 Min.

**Kinostart:**  
12. März 2009



Slavoj Žižeks "The Pervert's Guide To Cinema" überführt verblüffend unterhaltsam und überaus lehrreich Filmtheorie in einen Dokumentarfilm. (Zweitausendeins)

sel - so seine originelle, von Hitchcock und Coppola hergeleitete Sichtweise - in beständiger Angst, dass die Exkremente in unsere Wirklichkeit zurückschnellen könnten. "We are basically watching shit." Es ist eine Freude.

Hitchcock und Lynch, deren Schlüsselszenen er immer wieder vorführt, sind Zizeks Lieblingsregisseure, ferner Bergman, Chaplin, Taranskij und Kubrick. Während sich der Denker nonchalant in deren Originalkulissen tummelt, sinniert er gestenreich über Voyeurismus, Schizophrenie, die Abhängigkeit der Libido von der Fantasie und die Abgründe der Träume. So lernt man in dieser begeisterten Theorielektion nicht nur viel übers Kino, sondern auch über das eigene (Unter-)Bewusstsein. Wie es der viel zitierte Passus der Düsseldorf Band Fehlfarben so sinnfällig umreißt: "Ich kenne das Leben, ich bin im Kino gewesen."

Jens Szameit

Datum: 08.03.2009

## Rezensionen / Buchbesprechungen

### Ludger Lütkehaus: Wenn ein Wunsch in Arbeit geht

*Zwei bedeutende neue Bücher, von Philosophen geschrieben, widmen sich dem Traum.*

Der Traum ist ein Wiedergänger. Fast jede Nacht, mit Geschichten und Bildern, die vieldeutigste Botschaften zu übermitteln und doch oft das Gleiche zu sagen scheinen, kehrt er wieder. Auch als Thema der Recherche und Theorie ist er von penetranter Hartnäckigkeit — gerade in Epochen und Disziplinen, die ihm als dem »Anderen der Vernunft« eigentlich wenig geneigt sind. Der Traum von der Traumdeutung gar, einer verifizierbaren, heuristisch ergiebigen Traumdeutung, ist einer der Wunschträume, deren Erfüllung sich die fortgeschrittene Wissenschaft wie der traumkundige Glaube gern bescheren. Träume sind eben Wunscherfüllungen, wie man seit Sigmund Freuds *Traumdeutung* von 1899, im klaren Selbstbewusstsein eines Epoche machenden Ereignisses auf das Jahr 1900 vordatiert, zuversichtlich zu wissen glaubt.

Wenn heute jedenfalls ein Konsument der traumfreudigen, traumverliebten *pop culture* nach amerikanisiertem Traum- und Sprachmuster sagt: »I have a dream«, so ist damit eine Wunscherfüllung intendiert — das »Prinzip Hoffnung« als Prinzip Traum. Zumindest gibt es einen zuverlässigen Traumgewinn: Wer träumt und wer Träume deutet, steigert nicht bloß seinen Aufmerksamkeitswert. In seinen narzisstischen Blümenträumen wird er sich selbst geradezu unendlich



Angriff mit Ödipus: Slavoj Zizek schippert entlang der Bodega Bay, dem Originalschauplatz von Alfred Hitchcocks "Die Vögel". (Zweitausendeins)



"We are basically watching shit": Filmtheoretiker Slavoj Zizek überrascht mit pointierten, an Freud geschulten Thesen. (Zweitausendeins)



interessant. Er wird initiiert — in jenes ungeheure innere Reich, als das sich seit der deutschen Romantik das Reich des Traumes als Teil des unbewussten »inneren Afrika« bestimmt.

### *Träume sind Schäume?*

So könnte es in der Tat sein. Bei hellem Tageslicht besehen, ist es freilich um den wunscherfüllenden Charakter der Träume eher prekär bestellt, desgleichen um den Traum von ihrer Deutung. In den Träumen herrscht nur allzu oft die Logik des Schreckens statt wunscherfüllender Bilder. Und der Traum von der Deutung droht angesichts einer kontrovers verlaufenen Deutungsgeschichte, der unlösbaren methodischen Probleme und der Unzulänglichkeit der theoretischen Begriffe wie eine Seifenblase zu zerplatzen. Träume sind Wunscherfüllungen? Schön wär's! Träume sind Schäume? So könnte es in der Tat sein. Gleichwohl muss man sie als signifikante, nicht bloß symptomatische Träume ernst nehmen, wie es jetzt zwei herausragende Sachbücher dieses Herbstes von beeindruckender Gelehrsamkeit, Intelligenz und sprachlicher Prägnanz tun: Petra Gehring *Traum und Wirklichkeit. Zur Geschichte einer Unterscheidung* und Christoph Türcke *Philosophie des Traums*.

Gehring ist Professorin für Philosophie an der TU Darmstadt, Türcke Philosophieprofessor an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Die Autoren verfolgen unterschiedliche Ziele; und sie gehen divergierende Wege, können aber gerade deswegen einander sinnvoll ergänzen. Beide sind von rationalistischem Hochmut frei. Beide sind sich allerdings auch darin einig, dass man Traum und Traumdeutung nicht dem Irrationalismus und seinem abgründigen mystischen Tiefsinn überlassen darf. Beide nutzen deswegen die Philosophie als Organon, mehr: als »Via Regia«, als Königsweg der Erkenntnis. Beide stimmen in das modische *Freud-Bashing* nicht ein.

Man wird positiv daran erinnert, dass Freud sich ursprünglich als Philosoph verstand und auch in der Psychoanalyse noch Philosoph blieb. Diese Bindung an die Philosophie impliziert, nur scheinbar widersprüchlich, bei Gehring eine weit getriebene Skepsis, die sich wissenschaftstheoretisch dem Konstruktivismus und der Diskurskritik verdankt. Am Schluss ihres Buches kehrt sie mit einer Kaskade sokratisch offener Fragen wieder zum »Nullpunkt des Problems« zurück, eine fürwahr reiche Ernte nach einer kompakten Untersuchung.

Aber Deutungsskepsis ist die unvermeidliche Schlussfolgerung aus den unhintergehbaren Problemen der Traumdeutung und der Traumwissenschaft, selbst jener, die sich an der *Neuroscience* orientiert. Träume sind nie direkt zugänglich — weder beim Erwachen noch auf der Couch, noch im Schlaflabor. Die Wahrheit der Träume gibt es nicht. Kein Traumelement »repräsentiert« oder »symbolisiert« eine Bedeutung von ausweisbarem »Sinn«. Nichts »steht« hier für etwas dingfest zu machendes anderes. Was in der psychoanalytischen Theorie mit ihrem gut ausgebildeten selbstkritischen Bewusstsein die »sekundäre Bearbeitung« heißt, ist immer schon in das angeblich primäre Szenario eingegangen. Ebenso wenig, wie nach der allzu frohen historistischen Botschaft irgendeine Epoche »unmittelbar zu Gott hin« ist, kann die Traumdeutung unmittelbar zum Traume hin sein. Damit wird auch die Demarkationslinie zwischen Träumendem und Deutendem, und wären beide wie bei Freud in Personalunion verbunden, unscharf. Ja, Herkunft und Status des Traumes selbst werden fraglich.

Gehring tut deswegen in ihrer umsichtigen, überaus besonnenen Untersuchung gut daran, statt gleichsam vorkritisch Traumtheorie zu treiben und eine Sach- oder Ideengeschichte des Traums zu schreiben, die vermeintlich so klare und eindeutige »Unterscheidung« von Traum und Wirklichkeit, »Wachwirklichkeit«, in den Mittelpunkt zu stellen. Die Geschichte dieser Unterscheidung, die Gehring bietet, ist im Epochenzuschnitt konventionell. Den Gänsemarsch der Epochen schreitet sie in acht Einzelkapiteln von der Antike über die Aufklärung und Romantik bis zur Ge-

genwart »nach Freud« ab. Hier ist im Rahmen der Entdeckungsgeschichte des Unbewussten doch mehr bekannt, als die Autorin gelegentlich wahrhaben will. Andererseits behandelt sie einige nur scheinbar allzu bekannte Kapitel dieser Geschichte etwas stiefmütterlich. Die Ambivalenzen von Descartes etwa, dessen Rationalismus den unvernünftigen Traum diskreditiert und der sich doch von drei Träumen im November 1619 zu seiner neuen Wissenschaft inspirieren lässt; oder auch Goyas unausschöpfliches Parodiestück *Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer* — ein Schlaf, der auch als Traum übersetzt werden kann — werden allzu karg traktiert.

### *Mancher Traum verkehrt einen Wunsch in sein Gegenteil*

Der Konsequenz dieser Geschichte kann man sich aber nicht entziehen: Auf ihrem Hintergrund wird jedes eingeschränkte Verständnis der Wirklichkeit als Maßstab und Opponentin des Traums problematisch. Gerade »in einer Welt, die wir (auf welche Weise auch immer) von der Wachwelt her zu denken gewohnt sind und die für wirklichkeitsfremde, undenkbare, fantastische Erfahrungen keinen Platz hat«, ist es in Petra Gehring's Augen wichtig, an der Traumerfahrung als einer authentischen, »erfahrbaren Erfahrung« festzuhalten.

Das tut in anderer Weise auch die ebenso bemerkenswerte Philosophie des Traums von Christoph Türcke. Im Rekurs auf Sigmund Freuds epochemachende Leistung, an der Türcke bei aller nötigen Kritik wie Gehring keinen Zweifel lässt, geht Türcke von den Elementen der freudschen »Traumarbeit« aus. Wie schon Walter Benjamin die Machart, die Produktionsweise der Träume mehr als ihre Deutung interessierte, so stehen bei Türcke die Arbeitsweise und die verschiedenen Formen dieser Traumarbeit im Mittelpunkt: »Verdichtung«, »Verschiebung« und die von Freud unsystematisch behandelte, für Türcke besonders wichtige »Umkehrung ins Gegenteil«. Während bei Freud aber die Analyse der Traumarbeit unmittelbar der Deutung des Traums als zensurierter sexueller Wunscherfüllung dient, will Türcke von Freuds Deutungen nur noch wenig wissen (von denen C.G. Jungs freilich noch weniger). Das nach Freud symbolisierte Sexuelle wird selbst gelesen als Symbol.

### *Im Traum zeigt sich, was Kultur kann: Sie kann entlasten*

Primär geht es gar nicht um traumhafte sexuelle Wunscherfüllung durch den heftig arbeitenden »seelischen Apparat«, der libidinöse Triebenergie unter Zensurbedingungen in Angst verwandelt. Das wäre die Grundfigur einer Traumdeutung, die (im Widerspruch zu allem albraumhaften Anschein) an der traumoptimistischen Lieblingshypothese des Pessimisten Freud festhalten wollte. Gemeint ist vielmehr die Traumarbeit an einem traumatischen »Schrecken«, wie er Freud gänzlich unverschlüsselt in den Träumen der sogenannten »Kriegsneurotiker« (in Wahrheit: Kriegsrealisten!) begegnete. Dieser Schrecken ist nicht das Resultat der Traumarbeit, sondern ihr Ausgangspunkt. Gerade durch die Wiederholung des Schreckens arbeitet der Traum auf Entlastung vom Trauma hin: ein »ungeheurer Widersinn«, aber ein sinnvoller, die »Umkehrung des Schreckens in sein Gegenteil«, in paradoxer Intention.

Das aber ist nach Christoph Türcke nichts anderes als die Grundfigur der menschlichen Kulturbildung, einer entlastend und kathartisch verstandenen Kultur. Dass der manifeste Traum sich bei Freud aus »latenten Traumgedanken« im eher unspezifischen Sinn von »Vorstellungen« nährt, wird von Türcke mit Nachdruck als Zeichen für die sinnhafte Logik des kulturbildenden Prozesses genommen. Hier argumentiert er hegelianisch. Es kommt dabei nicht just zum Behagen in der Kultur, aber immerhin zu einem bewältigten Unbehagen. Diese Philosophie des Traums hat es demgemäß mit weit mehr als bloß dem Traum zu tun: mit nichts Geringerem nämlich als einer »Mentalarchäologie«, die ohne falsche Bescheidenheit von der »Altsteinzeit in

uns« bis zur »Hightech-Traumzeit« reicht und die ganze Geschichte der Menschwerdung des Menschen, seiner Sprach- und Denkbildung, seiner Opferrituale und Religionen umfasst.

Türckes Buch weit gespannt zu nennen wäre eine Untertreibung. Bei aller Skepsis, deren anziehende Form im Werk Petra Gehrings begegnet, kann es aber auch für einen Autor sprechen, wenn er spekulationsfreudig das Risiko sucht. Noch einmal ist es der über alle Grenzen hinausgehende Traum von der Deutung, der hier die Traum- als Bucharbeit antreibt. Wenn Freud für Türcke »der Vergil dieses Buches« ist, darf man offenbar in ihm selbst den Dante entdecken. Nur manchmal hindert die Überfülle den Nachvollzug. Von jener »Reizflucht«, die Türcke mit Freud dem »seelischen Apparat« zuschreibt, will sein Buch nichts wissen. Die Leitidee schält sich gleichwohl eindrucksvoll heraus — die einer von der Traumarbeit bis zur Kulturarbeit reichenden Homöopathie des Schreckens: »Gesucht wurde Rettung, gefunden wurde Kultur.« Der Wiederholungszwang, der nach Freud dem Todestrieb entspringt und auf den Tod hinarbeitet, wird zum Vehikel der Kultur und Menschwerdung. Türckes »Mentalarchäologie« ist der vielleicht etwas grandios geratene Name für ein Wunscherfüllungsprojekt, das noch einmal sagt: »I have a dream.« Prinzip Hoffnung als Prinzip Traum.

Petra Gehring, *Traum und Wirklichkeit. Zur Geschichte einer Unterscheidung*, Frankfurt am Main (Campus) 2008, 280S., 24.90 Euro

Christoph Türcke: *Philosophie des Traums*. C.H. Beck, München 2008. 252 Seiten, 24,90 Euro.

Aus: DIE ZEIT vom 4. Dezember 2008, S.58.

## **Die Umarmung des Schreckens Christoph Türcke legt eine Theorie der Menschwerdung vor – und korrigiert Sigmund Freud**

Was macht den Menschen zum Menschen? Die Antwort, die dieses Buch gibt, lässt sich in weniger als einer Zeile zusammenfassen: Dass er den Schrecken umarmt. Zum Menschen, daran lässt der Verfasser keinen Zweifel, wird man nicht freiwillig, und es handelt sich bei der Menschwerdung nicht um den geradlinigen Fortschritt, wie es die Reihenbilder der Evolution zu denken gelehrt haben, die den gebückten Knöchelgänger zeigen, wie er dem aufrechten Homo sapiens entgegenstrebt; sondern nur die äußerste Not kann dieses eine außerordentliche Wesen veranlassen, die relative Behaglichkeit des Tiertums in Richtung auf höhere Sphären zu verlassen, wie ein Bergsteiger, der aus der Steilwand, in die er sich verstiegen hat, nur einen einzigen Ausweg sieht: den nach oben. Und das muss unter großen Schmerzen geschehen sein.

Die „Philosophie des Traums“ setzt ein Projekt fort, das Christoph Türcke schon in seinem vorigen Buch, „Vom Kainszeichen zum genetischen Code“, verfolgt hatte, und krönt es. Damals hatte er eine „Kritische Theorie der Schrift“ präsentiert (in Wahrheit freilich schon viel mehr als bloß das), jetzt legt Türcke nicht weniger als einen umfassenden anthropologischen Entwurf vor, der sich als eine Synthese aus Philosophie und Psychoanalyse versteht, als die Erfüllung dessen, was Platon, Kant, besonders aber Freud je einzeln gewollt haben. Das klingt vermessen; und der Leser benötigt einige Zeit: erst, um die Größe dieses Anspruchs zu begreifen; dann, um die Überraschung zu verarbeiten, dass der Autor genau das einlöst, was er in Aussicht gestellt hat. Nur 250 Seiten umfasst das Buch, doch die haben es in sich.

*Freud führt, wohin er nicht will*

Am Eingang steht unübersehbar, wie zur Abholung bereit: Freud. Er ist sozusagen der Vergil dieses Buches. Aber er wird „führen, wohin er nicht will.“ Das ist mit Ehrerbietung und leisem Spott gesagt. Türcke ehrt an Freud den Willen zur Wahrheit und Klarheit, der so vorteilhaft von dem koboldhaften Herumhüpfen namentlich der französischen Denker, von Lacan und Derrida, absticht. Von Freud übernimmt Türcke Methode und Stil.

Was den Stil betrifft, so charakterisiert man ihn am besten mit einem Wort Schopenhauers: Wichtig ist vor allem, dass man etwas zu sagen habe – oh, damit kommt man weit! Es resultiert eine sachliche Eleganz, nicht ohne Temperament, jedoch mit kontrollierten Bewegungsabläufen. Die Methode aber besteht in der Spekulation. „Es ist Zeit, die Spekulation zu rehabilitieren. Gewöhnlich wird darunter heute nur noch eine bestimmte Form ungewisser Mutmaßung verstanden: etwa über den Ausgang des nächsten Fußballspiels oder über die Entwicklung von Aktien- und Grundstückspreisen. (...) Doch ‚speculator‘ heißt wörtlich Ausspäher, Kundschafter, ‚speculari‘ etwas erspähen, was nicht offen zutage liegt. Damit kann sowohl Ausspionieren als auch Erforschen gemeint sein. Der Idealfall des ‚speculator‘ ist der Detektiv, der aus wenigen Spuren zweifelsfrei erschließt, wie sich der verborgene Sachverhalt tatsächlich zugetragen hat.“

So verfährt durchaus und nahezu ausschließlich auch Freud in seinen Überlegungen zur Genese der Menschenseele; denn ein anderer Weg zu jenen Geschehnissen, die sich vor Zehntausenden oder Hunderttausenden von Jahren mit unseren Vorfahren zugetragen haben, steht nicht offen. Besser, man bedenkt das und gibt es zu, als es zu treiben wie die Fülle der heutigen wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Evolutions-Literatur, die den Altruismus oder die weibliche Unfähigkeit einzuparken aus der Lebensweise der Urmenschen deduziert, ohne sich aber klar zu machen, wie wenig sie faktisch darüber weiß, und darum im Zustand der Naivität gefangen bleibt. Drei Großkapitel setzt Türcke an. Sie heißen Traum – Trieb – Wort.

Türcke wundert sich darüber, dass Freud die Mechanismen, die er in der Traumarbeit wirken sah, namentlich Verdichtung, Verschiebung und Umkehrung, nicht darüber hinaus in seine allgemeine Kulturtheorie übernommen hat. Denn so, und nur so, sagt Türcke, ging die Menschwerdung vonstatten. Dem Schrecken, worin auch immer er bestanden haben mag, in Erdbeben, Blitz oder übermächtigem Fressfeind, entrinnt der Ur-Hominide durch die identifizierende Nachahmung, die in der Wiederholung allmählich die traumatische Wucht abstumpft. Dafür jedoch gibt es nur ein Mittel: dass einer aus der Mitte der Horde von dieser selbst getötet wird. Das in der Ekstase verübte Menschenopfer ist der verheimlichte Kern, um den sich nach und nach alle Kultur kristallisiert. Daraus ergeben sich für Türcke erstaunliche Konsequenzen, von denen hier nur eine erwähnt werden soll: das Inzestverbot. Sein Ursprung liege weder in der ödipalen Kleinfamilie noch in der Ermordung des Urvaters durch das Kollektiv der Söhne – die Familie, meint Türcke, komme viel zu spät, um etwas so allgemein Verbreitetes und Tiefreichendes wie die Inzestschranke zu erklären, und der angeblich so gewaltige Urvater sei als Quelle des Schreckens weit hinter dem zurückgeblieben, was der schwachen Horde von außen drohte. Und dass der Inzest biologisch auf die Dauer schädlich sei, wie sollte unser Urahn davon Kenntnis haben?

Nein, die Sexualität einschließlich des Inzests müsse primär etwas ganz Unproblematisches gewesen sein, wie bei den Tieren sichtbar ja bis heute, nämlich die einvernehmliche Abfuhr eines hormonell bedingten Bedürfnisses, unter Einsatz zwar erheblicher Energien, aber doch ohne verhohlene Reste. Erst indem die Sexualität orgiastisch ins Opfer hineinspiele, gewissermaßen als ein zweckentfremdeter Zunder, komme jenes seelische Geschehen in Gang, das zu Verbot und Verdrängung führt (und nebenbei zur Erotik). Vergessen werden soll, dass es die allzugroße Nähe der Körper war, aus der heraus einst getötet wurde. Türcke weist darauf hin, welche enorme Milderung des reinen rasenden Tötens es zuerst bedeutet haben muss, dass hier dem Sex eine Pforte geöffnet wurde, und sei er noch so wild. Erst nachdem dies geglückt war, konnte die

nächste zivilisatorische Stufe erklommen werden, auf der es nun wiederum die Sexualität zu bändigen galt – immer mit dem Ziel, weiter und immer weiter vom Menschenopfer und allem, was daran erinnerte, weg zu gelangen. Man sieht an diesem Beispiel, mit welcher spiegelbildlichen Kühnheit Türcke sich jener Herausforderung stellt, die Freud für ihn ist, und wie seine eigenen Kräfte an diesem Widerstand erwachsen.

### *Schneidend verwegen*

Das Buch zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Gedankendichte aus, und es kann hier auch nicht annähernd ein Überblick der Entdeckungen gegeben werden, die den Leser erwarten. Er wird darin eine komplette Theorie der Sprachentstehung finden und die schlüssig durchgeführte Argumentation, warum es einen Todestrieb im Sinne Freuds nicht geben kann. Der Scharfsinn der Thesen hat zuweilen etwas schneidend Verwegenes; aber Türcke verfügt in hohem Maß über die Fähigkeit, ihm die Kraft des Einleuchtenden zu verleihen. Schreibend scheint er selbst jenen Schicht um Schicht sedimentierenden Vorgang der Geist- und Seelenwerdung nachzuahmen, der das zunächst skandalös Ungewohnte, das man entsetzt wie eine heiße Kartoffel fallen lässt, nach und nach in einen festen wohltemperierten Bestand verwandelt, in etwas, das man fassen kann. Zu hoffen bleibt, dass „Philosophie des Traums“ als das erkannt und gewürdigt wird, was es ist: als die genuine Weiterführung, wenn nicht gar die Aufhebung der Freudschen Theorie.

Dem steht jedoch die Befürchtung entgegen, dass Türcke allzu vielen Leuten, die ihr Schäflein im Trockenen zu haben glauben, die Pein, etwas Neues zu denken, abverlangt, und dass sie sich um diese Zumutung auf jede ihnen mögliche Weise herumdrücken werden. Eine Frage steht zum Schluss noch im Raum: Wenn allein der Mensch sich gezwungen sieht, das traumatische Erlebnis, das den Tieren ja keineswegs erspart wird, durch Wiederholung zu beschwichtigen, weil er allein über jenes zusammenhängende Gedächtnis verfügt, welches einfach nicht vergessen kann – müsste er, um zum Menschen zu werden, es nicht schon sein? Schwer vorstellbar, dass der Dialektiker Türcke darauf keine Antwort wüsste!

Aus: Süddeutsche Zeitung Nr. 1 vom 02.01.2009.

## **Sigmund Freud und die Sängerin Yvette**

*Je ne sais quoi – Nathalie Joly, am Klavier: Jean-Pierre Gesbert, Donnerstag 18. Dezember 2008 im Théâtre de la Tempête, Cartoucherie, Vincennes; CD-Cassette mit Buch, Edition Publiap*

An der Wand seines Arbeitszimmers in der Wiener Berggasse 19 hatte Sigmund Freud zwei Frauenporträts hängen: Lou Andreas Salomé und die französische Sängerin Yvette Guilbert. War der Vater der Psychoanalyse ein Fan der Chansonnière? Aber ja doch! Im Jahr 1890, als Freud noch bei dem berühmten Arzt Charcot studierte, hatte er diese Sängerin, die am Anfang ihrer Karriere stand, lieb gewonnen; sie war damals noch nicht zur Königin der Café-Konzerte, zum Liebling von *Tout Paris* der Maler und Schriftsteller geworden.

Von 1926 bis 1939 unterhielt der Wiener Arzt eine lebhafte Korrespondenz, und aus diesem Material hat Nathalie Joly die Motive ihres von Humor und Geistesesprit überquellenden Schauspielstücks genommen, das die Unbequemlichkeit des Saales, in dem es aufgeführt wird, vergessen lässt.

Man versteht nun, was Freud am Repertoire dieser Sängerin angezogen hat: die Persönlichkeitsverdoppelungen erlauben es, jeden einzelnen Charakter (Kokotten, tugendsame Frauen, Verbrecher, Unbedarfte – wie er das in einem seiner Briefe aufzählte) zu spielen, die (oft mit Humor verbundene) Freiheit, Inzest zu begehen, die Sexualität oder die Ausstellung einer bestimmten Art von Feminismus.

Was aus Yvette Guilbert zur größten Sängerin ihrer Epoche macht, ist zunächst einmal ihre Art der Interpretation im höchst differenzierten Parlando- Stil. Ihre Highlights (*Der Fiaker der Madame Arthur*) sind kleine Meisterwerke voller fieser Ironie; trotzdem aber hatte sie auch Erfolg mit Melodramoletten, in denen sie nicht dem Pathos der wirklichen Sängerinnen verfällt. Das zeigt sich vor allem in *Der Leim/La Glu*, im Stil des *Gothic*, auf der Höhe des frühen Gore (Text von Jean Richepin, Musik von Charles Gounod).

Ohne Pause reiht die Darbietung Lieder und Auszüge aus Briefen aneinander (im Freud-Museum werden 18 davon aufbewahrt, geschrieben zwischen 1926 und 1938); dazwischen treten Dialoge zwischen Nathalie Joly und dem Pianisten. Noch ein Jahrhundert später lässt sich lachen beim Hören von *Lob der Alten* oder von *Hotel Nummer 3*: «*Alle zu Tisch, die Servietten mögen/Und in ihren Betttüchern herniedersteigen/Der Hund spült das Geschirr/Im Hotel Nummer 3*».

*François Xavier Gomez*

Aus: *Libération* vom 18. Dezember 2008, S. 24. Übersetzt von H.-P.Jäck.

## Warum der Mensch spricht

Verdankt sich unsere Sprachfähigkeit einer zufälligen Mutation, oder ist sie eine kulturelle Erfindung? Ruth Berger begibt sich in ihrer materialreichen Naturgeschichte der Sprache auf die Suche.

Ob der Mensch nun einen Sprachinstinkt besitzt oder die Sprache eine kulturelle Erfindung ist, über diesen Dauerstreit sind ganze Regalmeter geschrieben worden. Der neue Band von Ruth Berger lohnt sich trotzdem, denn er zeigt eindrücklich, wie unsinnig eine solche Polarisierung ist. Es gibt einen Sprachinstinkt, aber der serviert den Menschen keine fertige Grammatik, wie es Linguisten in der Tradition Chomskys glaubten. Und das Gehirn hat die Sprache ebenso geprägt wie die Sprache das Gehirn. Die Autorin stellt die verschiedenen Positionen einander gegenüber und präsentiert dem Leser statt knalliger Thesen eine ausgesprochen informative und angenehm zu lesende Darstellung der aktuellen Evidenzen in Sachen Sprachentstehung.

Kinder scheinen ihre Muttersprache enorm schnell und wie nebenbei zu lernen. Spricht dies nicht für einen angeborenen Instinkt? Vielleicht, aber genaugenommen lernen sie eben gar nicht so schnell. Die Sprachkenntnisse von Dreijährigen etwa sind viel geringer als die von Zehnjährigen.

Der erste Blick der Evolutionsforscher auf der Suche nach den Ursprüngen der Sprache fällt naturgemäß auf die Menschenaffen. Doch der erhoffte Plausch unter Primaten blieb bislang aus. Diejenigen Affen, die mit Hilfe von Symboltafeln zu kommunizieren lernten, gaben vor allem Befehle von sich. Der Blick auf die Gene führte zuerst auf eine falsche Spur. Auf Chromosom 7 fanden Forscher einen als Sprachgen berühmt gewordenen Abschnitt, FOXP2 genannt, den sie zuerst auf ein Alter von maximal 100 000 Jahren schätzten. Dies schien die Theorie zu stützen, die Sprache sei dem Menschen durch eine zufällige Mutation in den Schoß gefallen. Erst kürzlich wurde klar, dass die Forscher sich verrechnet hatten: FOXP2 ist gut 1,8 Millionen Jahre alt und

passt damit besser zu der Sichtweise, die die Autorin favorisiert: Die Sprachentstehung begleitet die Menschheit von Anfang an.

Dafür spricht auch die menschliche Anatomie. Lange dachten Forscher, der Neandertaler habe aufgrund der Form seines Kehlkopfes allenfalls ein paar nasale Laute hervorbringen können. Doch auch dies erwies sich als Irrtum. Die Neandertaler verfügten über einen tiefen männlichen Bass. Eine interessantere Spur als der Kehlkopf scheint die Größe des Kanals zu sein, durch den die Nerven für die Atemkontrolle in den Brustkorb laufen. Der ist nämlich bei Menschen deutlich größer als bei Affen. Auch kann das menschliche Gehör besonders wichtige Konsonanten besser wahrnehmen als das der Schimpansen. Die menschliche Anatomie, so scheint es, ist schon seit gut 600 000 Jahren auf Sprache eingestellt.

Auch die Handwerkskünste der frühen Menschen sprechen für eine frühe Sprachentstehung: Das für die Sprache wichtige Brocaareal im Gehirn hat auch mit der Koordination der Hand zu tun. Schimpansen produzieren nur grobe Gesten. Menschen können Sprechen und ein Handwerk erlernen, schreibt Berger, weil sie bessere Planungsareale haben. Sprachstörungen gehen ihrerseits häufig mit motorischen Störungen einher. Lässt sich umgekehrt von der Komplexität der Werkzeuge auf die Sprache schließen, müsste deren Entstehung auf den Homo heidelbergensis zurückdatiert werden, der schon vor gut 400 000 Jahren feinmotorisch so geschickt war wie wir.

Eine Sprache ist umso komplizierter, je komplizierter das Leben einer Sprachgemeinschaft ist. Doch sie ist nicht nur ein Informationsmedium. Die Grammatik ist zum Beispiel komplizierter als nötig. Warum? Eine gepflegte Sprache sei wie eine Pfauenfeder, so Berger. Sie signalisiere Intelligenz und Fitness. Umgekehrt lässt eine fehlerhafte Grammatik den Sprecher in der sozialen Hierarchie absinken. Sprache erfüllt damit eine archaische Funktion im evolutionären Miteinander.

Und schließlich gibt es noch einen anderen Aspekt, der in der Sprachforschung lange unbeachtet blieb: Sprache hängt nicht nur mit Motorik, sondern auch mit Emotionen zusammen. Verletzungen im "emotionalen" Gyrus cinguli des Gehirns machen die Betroffenen wortkarg und lassen sie emotional abstumpfen. Umgekehrt fallen Menschen mit vergrößertem Gyrus cinguli, dem sogenannten Williams-Beuren-Syndrom, durch Überemotionalität auf.

Der vordere Gyrus cinguli steuert neben der Sprechmotivation auch die zwischenmenschliche Bindung, insbesondere die Mutter-Kind-Bindung. Diese Erkenntnis lässt die schon ältere, aber nie ernstgenommene These, Sprache sei aus dem spielerischen Gebrabbel zwischen Müttern und Babys entstanden, zum Star avancieren. Die ursprüngliche Funktion der Sprache ist die eines Bindungssignals, und das ist sie bei Erwachsenen noch immer. Doch auch hier warnt Berger vor zu viel Euphorie, auch dies sei nur ein Faktor unter anderen. Insgesamt, stellt sie fest, sei das menschliche Sozialverhalten so gestrickt, dass es alle Faktoren, die eine gewisse Intelligenz beförderten, vereinige. Große Gruppen, feste Beziehungen, ein langes Leben, in dem es sich zu lernen lohnt, Kinder, die Zuwendung brauchen: all dies erfordert eine Menge Grips. Kultur und Genetik verstärken sich dabei gegenseitig.

Die Sprache fiel uns nicht einfach so in den Schoß, sie hat den Prozess der Menschwerdung von den Urmenschen an begleitet. Ein Instinkt war dabei durchaus im Spiel: die Kontaktsucht der Menschen.

Manuela Lenzen

Ruth Berger: "Warum der Mensch spricht". Eine Naturgeschichte der Sprache. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2008. 303 S., geb., 19,95 [Euro].

Aus: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11/08

## Die Ordnung des Unheimlichen

### Marco Kreuzers Studie über die Dramaturgie des Unheimlichen bei M. Night Shyamalan

Von Alexander Preisinger

"Ich sehe tote Menschen" - wer kennt ihn nicht, den Satz aus M. Night Shyamalans großem Kinoerfolg "The Sixth Sense"? Gezielt spielt der Regisseur mit den Grusel-Erwartungen seiner Zuseher, überschreitet dabei Genre Grenzen und gibt der Handlung durch einen *Twist* - dessen Entdeckung kurz vor Ende des Films für viele Shyamalan-Fans bereits zum Sport geworden - noch einmal eine überraschende Wendung. Dieser Dramaturgie des Unheimlichen geht Marco Kreuzer in seiner nun veröffentlichten Diplomarbeit nach und beschäftigt sich dabei mit "The Sixth Sense", "Unbreakable", "Signs" und "The Village". "The Lady in the Water" widmet der Autor ein essayistisches Kapitel, "The Happening" hat, vermutlich aufgrund seiner Aktualität, leider keinen Eingang in die Arbeit gefunden.

Nach einer Definition und einem Abriss der Geschichte des Horrorfilms ordnet der Autor Shyamalans Filme dem Horror beziehungsweise dem Sub-Genre Phantastik zu. Freilich sind solche Gattungszuordnungen, die primär an die "dominanten" Charakteristika der Handlung gebunden sind, hochgradig konstruiert und diskutierbar. Zur Definition des Unheimlichen greift Kreuzer auf die Konzepte von Robin Wood, Sigmund Freud, Julia Kristeva und Martin Heidegger zurück. Damit spannt er den wissenschaftlichen Rahmen von der Psychoanalyse über den Strukturalismus bis hin zur Phänomenologie. Entsprechend dieses theoretischen Ausgangspunktes wird das Unheimliche als Schwellenphänomen, als Phänomen der Grenze, stilisiert: Unklar und entfremdet sind die cineastischen Monstrosität, unklar ist, ob sie nur eingebildet oder real sind, unklar ist, wo das Normale aufhört und das Übernatürliche beginnt. Dem klassischen beziehungsweise postmodernen Horrorfilm wirft der Autor die exzessive Inszenierung von Gewalt und die Fokussierung auf die ausschließlich kreative Ausgestaltung von Todesszenarien vor. Dagegen bewertet er Shyamalans Filme als innovativen Gegenentwurf: Gegen Brachialgewalt setzt der Regisseur gutes Erzählkino, subtilen Horror und psychologisch anspruchsvolle Akteure ein.

Die eigentliche Interpretation führt der Autor in einem dreistufigen Verfahren durch: Zunächst fasst er das Unheimliche mit Wood, als Rückkehr des Unterdrückten. Anschließend kommt Tzvetan Todorovs strukturalistisches Konzept des Unheimlichen zur Anwendung. Zuletzt werden die Figuren und deren Handeln aus psychoanalytischer Sicht interpretiert. Kreuzer arbeitet dabei eine Vielzahl an bemerkenswerten Parallelen zwischen den Filmen heraus: Kennzeichnend für alle Filme ist etwa die Subtilität der Horrorszenarien. Die Monster spielen nur die Nebenrollen oder entpuppen sich als Illusion ("The Village") oder fehlen gar völlig ("Unbreakable"). Vielmehr sind bereits die Ausgangswelten der Protagonisten, sei es die Beziehungslosigkeit von Dunn in "Unbreakable" oder die soziale Kälte in der Cohel aufwächst ("The Sixth Sense"), ausreichend bedrohlich angelegt. Auch die Motive und inneren Konflikte der Protagonisten, von der Gottlosigkeit in "Signs" über die soziale Isoliertheit in "The Sixth Sense", tun ihr Übriges, um die Handlung auch ohne das Eindringen einer unheimlichen Bedrohung dynamisch anzulegen. Diese Lesart kehrt die Verhältnisse geradezu um: Nicht das Unheimliche dringt von außen auf die Protagonisten ein, es ist vielmehr in ihnen schon angelegt und damit nur metaphorische Manifestation der Krise. Der Alltag der Hauptfiguren, bewusst als durchschnittlich und gewöhnlich inszeniert, wird schnell seines konstruktiven und illusionären Charakters überführt. Hinter der Fassade des Alltags lauert das Grauen. Animismus, dezente musikalische Effekte, die Doppelgänger-Motivik und die Anti-Helden-Charakteristik, die die Protagonisten allesamt an den Tag legen, geben dem Unheimlichen einen Charakter, der von jenem des konventionalistischen Horrorfilms weit entfernt ist.



Dominant für das Unheimliche bei Shyamalan, so resümiert Kreuzer, sind daher nicht die Monster, sondern narrativen Strukturen, die aus dem Konflikt des Helden mit der Welt entstehen und zur Entfremdung und in der Folge zu einer existenziellen Verunsicherung führen. Dazu trägt auch die dezente Kameraführung bei, die den Protagonisten in den Mittelpunkt stellt und nicht den Ausgangspunkt des Grauens zeigt. Auf *special effects* verzichten die Filme über weite Strecken. Das Monströse wird so nur erahnbar und indirekt sichtbar. Zudem gelingt es Shyamalan mit dem *Twist* kurz vor Ende des Films, die Verhältnisse von Realität und Irrealität noch einmal in Frage zu stellen oder gar zu verkehren. Kreuzer sieht Shyamalans Filme daher im Kontext zur Postmoderne, als Erfahrungskrise durch eine brüchig gewordene Welt.

Insgesamt skizziert die vorliegende Arbeit etliche Zugänge zum filmischen Werk Shyamalans, deren weitere Beforschung lohnenswert scheint. Leider ist die Kürze von Kreuzers Ausführungen wenig dazu geeignet, mehr als nur einen rudimentären theoretischen Einstieg zu bieten. Die Kapitel zu Freud oder Heidegger sind mit ihren eineinhalb Seiten viel zu kurz geraten, als dass sie auch nur halbwegs dem inhaltlichen Anspruch ihrer Autoren gerecht werden würden. Auch die strukturalistische Analyse bleibt weit hinter dem, was sie leisten kann (siehe etwa Umberto Ecos semiotische Analyse zu James Bond).

Einige der psychoanalytischen Interpretationen scheinen eher vage oder wirken schlichtweg überinterpretiert: Kreuzer urteilt religiöse Menschen etwa als geradezu pathologische Fälle ab, die aufgrund einer erfahrenen narzisstischen Kränkung zur Regression neigen. Auch hätte ein wenig Dekonstruktion dem Werk gut getan: Wirklichkeit und Realität werden durch den Autor essentialisiert und als fixe - tatsächliche - Größen verhandelt.

Fasst man Realität unter dem Blickwinkel einer diskursiven Formation, wie es etwa Clemens Ruthner mit dem Vampirmythos in der Habsburgermonarchie getan hat, dann lassen sich Shyamalans Filme als subtiles Spiel mit den Realitäten verstehen. Hier müsste man auch den Realitätsbegriff anders fassen, als es Kreuzer in seiner Arbeit tut: Ausgangspunkt wäre dann ein diegetisches Realitätskonzept, das Realität nicht aus der Perspektive des Zusehers fasst, sondern die Ausgangswelt der Handlung und die als unerklärlich empfundenen Ereignisse in Relation zu dieser setzt. Gerade "The Lady in the Water" spielt mit einer Ausgangswelt, die auch ohne das Erscheinen von "Story" (*nomen est omen*) keineswegs als realistisch zu verstehen ist und gerade durch dieses Spiel der Welten gewinnt der Film an Dynamik. Kritik lässt sich auch an den konstatierten postmodernistischen Aspekten äußern: Shyamalans Welten mögen unheimlich sein, sie sind aber alles andere als regellos. Dem Unheimlichen auf die Spur zu kommen, bedeutet in Shyamalans Filmen immer, den Wirkmechanismus der Dinge zu entschlüsseln. So wie der kindliche Symbolist in "The Lady in the Water" die Cornflakes-Packungen liest und damit die Welt entschlüsselt, so stellen sich auch Shyamalans Welten nach und nach als mechanische Apparaturen dar, deren Logik der Narration keine Zufälle kennt. Am Ende des Films hat jedes Detail seinen Sinn gehabt, nichts bleibt unerklärt, alles steht im Bauplan einer höheren Ordnung. Vergleicht man die Filme Shyamalans etwa mit jenen von Michael Haneke, dann bleibt vom postmodernen Horror nicht mehr viel übrig.

Kritik wie diese steht freilich auch damit in Zusammenhang, dass Kreuzers Werk einer filmtheoretischen Pionierarbeit gleichkommt, behandelt sie doch als erste im deutschsprachigen Raum, abseits journalistischer Textsorten, Shyamalans Filme. Kreuzers multiperspektivische Arbeit wird hoffentlich Anlass und Anregung für weitere Untersuchungen der Welt des subtilen Horrors sein.

## Varia

### Namen für den Kurier

Favorisiert wurden die Namens-Vorschläge «*facteur z*» und *Diskurier LS* mit je 3 Nennungen. Als weiterer Vorschlag wurde *Lacan – lokal*, sowie die früheren Vorschläge *Mitgliederbrief Lacan-Seminar*, *Kurier des Lacan-Seminars*, und *Bote des Lacan Seminars* genannt. Aufgrund der geringen Anzahl Nennungen folgen wir dem Vorschlag eines Mitglieds, vorläufig mit dem provisorischen Arbeitstitel *Kurier des Lacan-Seminars* weiterzufahren, bis wir einen Namen mit breiterer Zustimmung gefunden haben.

Weitere Namensvorschläge und/oder Nennungen für Ihre Präferenz senden Sie bitte an [glatt@xway.ch](mailto:glatt@xway.ch).

### Vorankündigung Newsletter Entresol

Entresol wird in nächster Zeit einen zweiwöchentlich erscheinenden Newsletter lancieren, um Informationen im Bereich Philosophie und Psychoanalyse zu bündeln und besser zugänglich zu machen. Informationen und Anmeldung demnächst unter [www.entresol.ch](http://www.entresol.ch).

### Links

Unter diesem Link ist der Audiomitschnitt der Hegel Lecture "Frames of War" von Judith Butler, aufgenommen von Lutz Fricke, zu hören. Leider kein Download.

<http://www.fu-berlin.de/sites/dhc/audio/index.html>

8. März 2009